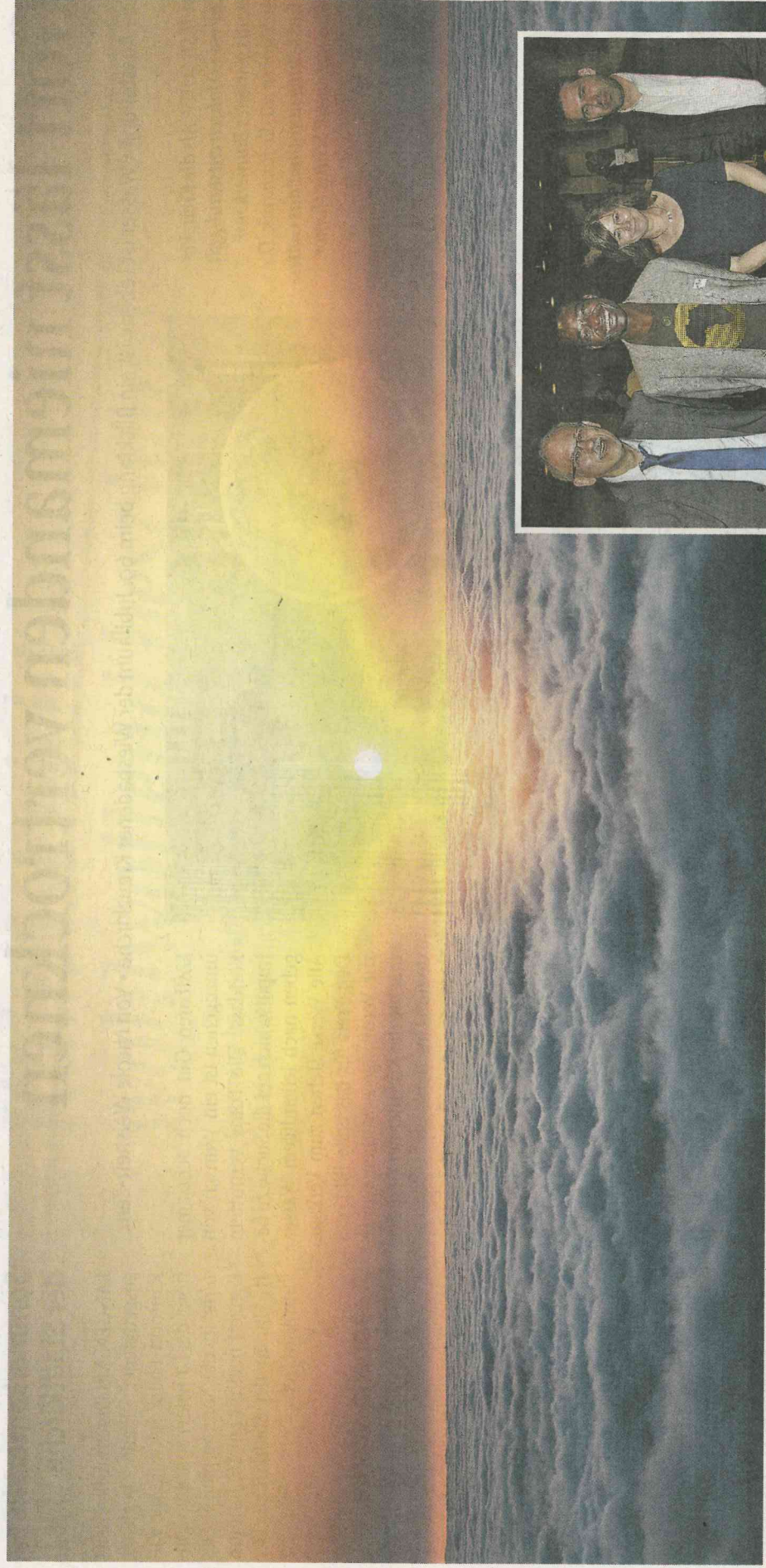




Fotos: Doris Stickler; istock/borchee

Wie sieht die perfekte Welt in unseren Träumen aus? Roberto Fabian (von links), Boniface Mabanza-Bambus, Katharina Kunter und Said Barkan wollen sich an den Großen der Geschichte orientieren, um die Welt besser zu machen.

»Wir sind zu verwöhnt«

Religionsvertreter diskutieren in Frankfurt über eine Welt, in der wir gerne leben wollen? • Von Doris Stickler

FRANKFURT. Auch wenn Utopien an der Realität scheitern, brauchen wir sie. Oder doch nicht?

Brachte Martin Luther King mit seinem Traum von einer besseren Welt eine breite Bewegung ins Rollen, ist heute von Aufbruchstimmung kaum mehr etwas zu spüren. Allerorten gewinnen im Gegenteil Nationalismus und Rechtspopulismus an Boden, nehmen rassistische und antisemitische Übergriffe erschreckend zu.

Wenn die Kirchenhistorikerin Katharina Kunter auf die 1960er Jahre blickt, schwingt bei ihr denn auch leise Wehmut mit. Mit Schwung und tiefer Überzeugung hätten sich die Menschen nicht nur in den USA für Bürgerrechte und Freiheit eingesetzt. Die »große Idee der Veränderung« sei damals auch in Europa weit verbreitet gewesen.

Die Gegenwart stimmt sie dagegen nicht gerade hoffnungsfroh. »Wir sind zu satt und verwöhnt«, bedauerte Katharina Kunter auf einem Studientag zu Leben und Aktualität des 1968 ermordeten Pfarrers und Bürgerrechtlers Martin Luther King. Zudem mache es eine »zunehmend komplexe und vernetzte Welt extrem schwer, etwas zu verändern«.

Dabei sei »die Parole der Französischen Revolution »Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit« nach wie vor eine Vision, die es einzulösen gilt«. Bei der abschließenden Podiumsdiskussion »Wie wollen wir leben? Vom Hunger nach Utopien« räumte die Theologin zwar ein, dass »Utopien an der Realität immer scheitern«, fügte aber hinzu: »Trotzdem brauchen wir sie.«

Friedensnobelpreisträger Martin Luther King habe nicht von ungefähr gesagt: »Wir müssen viele kleine Schritte gehen, um ein Stück weiterzukommen.« Kleine Schritte betrachtet auch Roberto Fabian als die einzige Option, um gegenwärtige Entwicklungen umzulenken. »Wir müssen uns wachrütteln und Gegenstrategien ersinnen.«

Angesichts des »furchtbaren Rückschlags durch die Wahl Donald Trumps« falle es ihm derzeit ohnehin schwer, an Utopien zu denken. Hinzu komme die Politik Israels, die ihm »Anlass zum Fremdschämen« gebe. »Die Rechtsregierung schiebt Flüchtlinge ab, weil sie die falsche Religion und Hautfarbe haben«, kritisierte der Leiter der Jüdischen Volkshochschule Frankfurt.

Da »Juden immer fremd im Land« gewesen sind, bereite es ihm »große Probleme, mit diesem Widerspruch umzugehen«. Umso mehr schätzt Roberto Fabian

die Reaktionen, die hierzulande auf die Fluchtwellen 2015 erfolgten. Durch Kanzlerin Angela Merkel »Wir schaffen das« und die enorme Hilfsbereitschaft der Bürger sei viel geleistet worden und werde noch immer viel geleistet.

»Es ist eine gute Geschichte, die hier stattgefunden hat«, hob der Pädagoge hervor, der das spätere »Umschalten der Politik« ebenfalls für richtig hält, denn: »Wenn weitere Millionen Flüchtlinge gekommen wären, hätten wir heute die AfD in Regierungverantwortung. Was wir mit den Internierungslagern machen, ist eine andere Frage.«

Bei der Diskussion im Ökumenischen Zentrum Christuskirche nahm der Theologe Boniface Mabanza-Bambu die unter anderem in Libyen errichteten Lager ins Visier. Da die Willkommenskultur in Deutschland »Event-Charakter« besessen habe, sei »zu wenig auf die politische Ebene geachtet« worden.

So dienten jetzt mit dem Verweis, Fluchtursachen zu bekämpfen, Entwicklungshilfegelder dazu, zugunsten der EU Sicherheitspolitik auf afrikanischem Boden zu betreiben. »Es kann inzwischen niemand mehr von Burkina Faso nach Nigeria reisen, ohne in Verdacht zu geraten, er wolle nach Europa fliehen.«

Mit einem Seitenhieb auf seinen »Lieblingsminister Seehofer«

und dessen Plan, in Deutschland sogenannte Ankerzentren für bis zu 1500 Personen zu errichten, rief der Koordinator der Kirchenlichen Arbeitsstelle Südliches Afrika in Heidelberg dazu auf, »Räume für Visionen zu bewahren«.

Martin Luther King habe von Visionen auch nicht abgelassen, obwohl er »während seines Wirkens von Gesellschaft und Polizei viel Brutalität erfahren musste«. Ein gelingendes Zusammenleben lässt sich Boniface Mabanza-Bambus Urteil nach letztlich nur durch eine »Veränderung des Systems« realisieren.

Zumal »die Mechanismen des Ausschließens längst auch auf arme oder alte Menschen übergriffen«.

»Wir müssen thematisieren, das wir schon viel von unserer Freiheit verloren haben«, mahnte der Theologe an. »Die Wirklichkeit entsteht zwar aus der Praxis, doch ohne Reflexion und Einsicht geht es keinen Schritt weiter.«

Auf dem von Einrichtungen der Evangelischen Kirche in Frankfurt, der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung, der Jüdischen Volkshochschule Frankfurt, der Katholische Akademie Rabanus Maurus, dem Ökumenischen Netzwerk Initiative Kirche von unten (IKvu), dem Ökumenischen Zentrum Christuskirche und dem U.S. Consulate General Frankfurt organisier-

ten Studientag erinnerte der Rechtsanwalt Said Barkan: »Deutschland ist trotz aller Defizite immer noch eine demokratische Gesellschaft.«

Dennoch würde er sich »mehr politischen Widerstand« wünschen. Martin Luther King habe schließlich auch keinen Zweifel gelassen: »Verzicht auf Gewalt heißt nicht, keinen Widerstand zu leisten.« Der sei allein schon deshalb vonnöten, weil nach der offiziellen Abschaffung der Rassistendiskriminierung Afroamerikaner noch immer weit entfernt von wirklicher Gleichberechtigung sind und auch in Deutschland »vor allem schwarze Bürger den Alltagsrassismus« zu spüren bekommen.

Wie der Vorsitzende des Zentralrats der Muslime in Deutschland, Landesverband Hessen, unterstrich, gehe es darum, Teilhabe voranzutreiben, Solidarität zu stärken und bewusst zu machen: »Wir sind alle Menschen mit der gleichen Würde.«

Was den Hunger nach Utopien und Visionen anbelangt, gab Said Barkan zu: »Ich bin Realist genug, um die Grenzen zu sehen. Visionen wären keine Visionen, wenn sie erreichbar wären.« Doch zeige ihm der Blick in die Geschichte, dass große Gestalten wie etwa Nelson Mandela durchaus den Wandel eines Systems bewirken können.